

Die seine Frau, die blonde Julia, kam und ihn abholte. Es war in der Tat eine Bombenrolle. Schon über hundertmal hatte er sie geküßt... Und immer noch war es, wie das erste Mal, ein Erlebnis.

Nach und nach hatte sich das Schauspielers ein eigentliches Gedanke bemächtigt. Je desmal, wenn er mit den letzten Kräfte seines todesstarrten, gelähmten Körpers sich mühselig erhob, um zuzugreifen und den Hals seines Opfers zu umkrallen, dachte er: Wie, wenn ich jetzt wirklich pupade? — Und er mußte sich immer wiederholen: Nicht zupucken! Und je öfter er es sich sagte, desto mehr befestigte sich in ihm jener andere Gedanke: Wenn ich es doch täte? Was dann?

Jeden Abend hatte er den gleichen Kampf mit seinen Gedanken. Er kam sich eigentlich mehr wie der Zuschauer dieses Kampfes vor. Und jeden Abend lauerte er neugierig: Wer wird liegen?

Heute wurde die „Kralle“ zum 150. Male gegeben. Petronah war, wie immer, mit ganzem Geiste bei der Sache. Ja, heute vielleicht noch mehr als sonst. Seine verzweifelte Bemühungen zu sprechen, sein Augenpiel, die Gebärden seiner schmalen Hände, noch nie war dies alles so erschütternd wie heute... Und nun ging es zu Ende.

Höchste Spannung im Publikum. Petronah erhob sich, die Arme auf den Tisch gestützt, die Augen weit aufgerissen, auf das ungetreue, verkehrte Bild gerichtet. Das sieht mit rausverzerrten Zügen ihm gegenüber. Auch sie spielt wunderbar. Man sieht den Haß in ihrem Gesichte, gemischt mit etwas Angst vor dem grauenhaften Anblick des Stillsitzen. Dann das Entsetzen vor dem plötzlichen Aufstehen der so lange gefesselten Kräfte... bis die elementare aufsteigende Furcht... dann noch einmal das höhnliche Aufschauen vor der Ohnmacht des Gelähmten... bis die Katastrophe sich vollendet... Ein schneller Griff seiner Kralle, ein größter Aufschrei... und...?

Was war geschehen? Der Vorhang hatte sich noch nicht über die Szene gehoben. Noch immer hielt der Alte sein armes Opfer umkrallt. Es hatte sich eine Weile verzweifelt gewehrt und lag nun unbeweglich und schlief in seinen Armen.

Er aber schrie mit heiserer, bangender Stimme: Weib! Weib! Warum hast Du mir das getan? Ehebrecherin, Du!

Dann ließ er die Frau los, daß sie schwer hinfiel.

Das Publikum rückte auf seinen Plätzen umher und her. Man hörte Rufe, wie: Vorhang! Schluchz!... Es war den Leuten offenbar zuviel des Trauers... Und einzelne, die das Stück schon kannten, waren erstaunt, daß der Schluß diesmal ganz anders war als sonst. Wie hatte der Alte seine Sprache wiedergewonnen? Es war verwunderlich.

Des Rätsels Lösung kam erst am anderen Tage.

Da gab es in den Zeitungen eine Sensation. Die Ueberführten meldeten von dem „tragischen Unglück im Siedlichen Theater“. Und der hungrige Leser schürte mit seinem Morgenkaffee noch die prickelnde Sensation: „Petronah, unser beliebter Schauspieler, hat gestern Abend in einem Anfall von Wahnsinn auf offener Bühne seine Partnerin Gräfin Schimkakhova erdrosselt. Das Motiv der Tat ist unbekannt. Man dachte erst an die Möglichkeit eines Eifersuchtsdramas; doch bestanden, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, zwischen Petronah und der Getöteten keinerlei Beziehungen, die ihn zu einer derartig grauenvollen Tat hätten veranlassen können. Petronah wurde in die Landes-Heilanstalt überführt.“

Ein anderes Blatt meldete: „Im Zusammenhang mit dem Fall Petronah dürfte es unsere Leser interessieren, daß bei dem jahrelang gewordenen Künstler ein Brief an seinen Rechtsanwalt gefunden wurde. Der verstorrene Inhalt beweist, daß bei seiner Abfassung der Geist des unglücklichen Künstlers bereits getrübt war. Er lautet: Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt! Meine Frau betrügt mich... Ich liebe sie... Und ich werde sie töten; denn ich habe sie... Ich bin ja ein Wunderwerk der Natur! Nicht so, wie der Alte in der „Kralle“. Oder soll ich auf ein Wunder warten, wie es allabendlich erlebt — der Alte aus der „Kralle“?“

Bei dem Begräbnis des unglücklichen Opfers fiel unter den Leidtragenden eine blonde Dame auf, ganz schwarz gekleidet, mit langem Schleier. Es war Petronahs Gattin.

Der Erzähler

Skizze von Walter Anatole Persich.

Man mußte Wochen fahren, bis Kapstadt. Und in diesen Wochen, als Fritz Korf und Wilhelm Brög wie Vieh in ein Frachtschiff gepfercht um Kap Horn herum schwammen, kam der furchtbare Umschwung. Die Wüste drängte sich in die Schiffe und erzog sich die Ueberfahrt in den weissen Kontinent — bis Telegramme einiger Regierungen die Schiffsgesellschaften sicher stellten. Trotzdem — es kamen nicht mehr genug Schiffe, um alle zu bergen, und die Passagiere einlaufender Dampfer oder Segler wollten gutwillig nicht mehr das furchtbare Land betreten. Ein Vetz für eine Nacht wurde mit einem Diamanten bezahlt, Lebensmittel ließen sich nur mit Gold aufwiegen und waren dennoch nicht aufzutreiben.

Das Schiff ankerte kaum, da schossen ihm Scharen von Schuppen entgegen. Fritz Korf und Wilhelm Brög wurden von der Masse der Herausströmenden fast über die Reling gestürzt, dann sahen sie bei einem Holländer im Boot und luden mit schweren Schlägen dem Felsberg entgegen.

Der Holländer erklärte ihnen: „Es hat einer etwas gefunden“, meinte er quälend. „Das war nicht weit von meinem Vetz. Die Kerle haben den Hof arg zugerichtet, aber er steht noch. Wenn ihr von dort aus die Sache wagen wollt — gut, gegen Veteiligung im Glücksfall. Findet ihr nichts, so habe ich weniger verloren als ihr.“

Von der Farm eine Tagereise entfernt lag das Feld. Alle drei Tage mußte einer den Weg zur Ansiedlung machen. Wasser gab es nur in einem tümpelartigen Gerölle. Konserve verbot sich in den Wüsten. Selbst gehacktes Fleisch stank nach vierundzwanzig Stunden.

Zwei schmale Wellblechhütten reichten das einzige Hauptquartier der Diamantenfucher. Einmal passierte es Fritz, daß der Sandstater gegen etwas Hartes stieß und ein menschlicher Armknöchel ins schräge Sieb kullerte.

Sie sprachen nichts. Sie hockten auf dem glühenden Staub, der hier den Boden bildete, und starrten die Sache an. Als sie sich auf dem Boden des Wellbleches zum Schlafen legten, reichte Wilhelm dem Kameraden die Hand. Gute Nacht, Fritz, wir wollen die Freundschaft nie vergessen.“ — Der andere nickte im Dunkel.

Wochen. — Einmal kam der Farmer mit Fritz zurück. Wilhelm, der sich zu arbeiten unter das Wellblechdach verkrüppelt hatte, mußte erst gerufen werden, ehe er die Freunde bemerkte.

Der Farmer setzte sich zu dem Mann und nach ihm eine Pfeife Tabak: „Habt ihr immer noch Mut?“

Der Diamantenfucher schwieg.

„Seid vernünftig! Ihr könnt hier nicht ein Jahr aushalten.“

„Einer hat was gefunden. Der ist sein ganzes Leben glücklich.“

„Glücklich? Ruiniert ist der! Die er herüber holte, denen er Reichtum versprochen und Fieber gab, beugen ihn! Als man sich erzählte, die zwanzig weiteren Kunde wären Schwindler, durch Vorarbeiter nachts in den Sand gestürzt, da konnte er nicht einmal ein Schiff stellen. Hier starben die Leute im Dunkeln wie Fliegen, er lebte wie ein Ferkel in vornehmen Hotels in Europa. Jetzt macht man ihn in fünf Rändern den Prozeß...“

„Er hat gefunden. Finde ich, ist auch er wieder ein reicher Mann.“

„Nun, ihr müßt es ja wissen — Fritz gibt mir recht.“

Fritz hörte draußen die letzten Worte und kam herein: „Solange du bleibst, bleibe ich. Es ist allerdings vernünftiger...“

„Ich bleibe.“

Der Farmer trieb sein Pferd an, vom Hügel herüber schaute er der Wellblechhütte mit den beiden Menschenhütten einen seltsamen Blick. Dann rief er zurück: —

Das Dunkel hochte wie eine böse Rache an den Wänden. Da kam ein leiser Laut von Wilhelm's Platz, er horchte.

„Tausend Steine find im Sieb. Ich kann die Welt kaufen — alle Menschen sollen vor mir kriechen. Der Kopf brennt, die Sonne brennt mich aus. Wasser! Wasser!“

In wenigen Sekunden wurde Fritz Korf vollkommen wach, der Lichtkegel seiner Taschenlampe rief das wirre Gesicht des Kameraden aus der Nacht. Schweiß stand jenem auf der Stirn.

„Wilhelm, du bist krank. Wir haben dich gebeten, umzukehren — jetzt ist das Fieber da.“

Wenn du es ein paar Tage weiter freffen läßt, kommt du hier niemals weg.“

Der andere starrte ihn an. Schwer mußte er sich zum Bewußtsein zurück tasten — dann lachte er geborsten:

„Du bist ein Feigling. Sieh dir das Feld an! Hier liegt Reichtum, — du kannst zurück gehen, wenn du nicht einmal ein paar Wochen Geduld hast. Sie bleiben.“

Wilhelm schliefte sich verflissen stöcklich zum Sieb, das Schritt um Schritt vorrückte. Deshalb schaute sich das nächste Mal Fritz an. Lebensmittel von der Farm zu holen. Der Holländer sprach lange mit ihm und wollte ihn auf ein Schiff bringen, gab sein Ehrenwort, alle Sorge für den Kameraden zu übernehmen. Umsonst — der Diamantenfucher blieb selbst die Nacht nicht auf der Farm, trank durch die Nacht zurück. Als zum Haupte schliefte sich das Pferd. Fritz rief die Tür auf. Leere.

Trauben, ganz weit, ein schröder Strich: das Sieb. Wie ein Kaskaden stürzte er vorwärts — er rief, er schrie. Nichts. Und jetzt konnte er erkennen. Der Freund kniete vor dem Sieb, wühlte mit den Händen im Staub, zwei, drei blühende Steine in der Sand: „Da — liegt es! Das Sieb öffnet. Ich habe sie gefunden. Ich kann die Welt kaufen. Ich habe eine Wüste voll Diamanten!“

Sein Kopf fiel schwer gegen das Holz, die Hände schlugen hinein in das Sieb, und die Sonne strahlte mit dem Glitzern und Glänzen der immer fliehenden Diamanten. Noch einmal rief Fritz Korf ihn an — der Nierende fiel ihn an, erkannte ihn offenbar nicht und schlug hemmungslos um sich: „Wahner, Verfluchter — das ist mein, alles mein! Wirst du auch noch mich bestehlen?“

Über das Sieb hinweg fielen beide in das tieferne Klüftung.

Fritz Korf handelte schnell. Er schenkte endlich den Kranken durch Sonne und Staub in die Hölle. Drei Stunden dauerte der Weg — dort erwartete er regungslos die Nacht. Als der erste Stern kam, baute er den Kameraden mit Jostbahnen auf das erste Sieb.

Auf der Farm des Holländers rief ihn selbst die Krankheit um. Wochen vergingen. Endlich fuhr man ihn in die Stadt. Er war zu schwach, um sich der Gefühlsklare zu erinnern. Die seiner Krankheit vorangegangenen waren, die ohne sein Wissen, den Farmer noch als Phantasien eines Nierenden veranlaßt hatten, viele Siele am Klüftung aufzuheben. Wenige Tage später lag er gut untergebracht im Spital des großen Europa-Dampfers, erst auf der Fahrt erfuhr er Mähres. Das Grab Wilhelm Brögs der Entdecker des zweiten und eigentlichen, vom Holländer ausgebeuteten Diamantenfeldes gemordeten war, hat er nie gesehen. Er mußte nichts Rechtes über seinen Anteil — und wenn er es gewußt hätte: In die Hölle geht man als lebender Mensch nur einmal.

Weder hegte das Diamantenfieber rund um die Welt. Tausende verfielen ihm, und selbst die gut bezahlten Dockarbeiter Londons, unter denen um jene Zeit Fritz Korf zu finden war, führten in überbelegten Schiffen der märchenhaften Glückseligkeit glühender Siebe am Tafelberg entgegen.

Fritz Korf blieb auf den Docks und wurde noch schmerzlicher.

—

Friedrich der Zweite „läuft“ seinen Neffen.

Wenig bekannt ist die Erzählung des Oberhofmeisters der Gattin Friedrichs des Großen über eine Begegnung des Königs mit seinem kleinen Neffen Louis Ferdinand, der später bei Saalfeld gefallen ist, bei der Tausende neuer preussischer Prinzen. Friedrich der Große war an dem Morgen der Taufe in besonders schlechter Laune. Die Damen und Herren des Hofes wollten deshalb auch den kleinen Prinzen aus Furcht vor den knabenhaften hecken Einfällen des Zehnjährigen vor dem König verdecken. Der Prinz, der stets darauf brannte, seinen großen Oheim zu sehen und zu begrüßen, rief sich los und griff stürmisch nach der Hand des Königs. Der stand unmittelbar neben dem Taufbecken. Seine Augen bligten auf, er wollte den kleinen Prinzen auf die Pross stellen und schüttete den vollen Inhalt des Beckens über ihn aus mit den Worten: „Nun wie ist Dir, kleiner Mann?“

Der Prinz schaute ihn voll an, hielt dem Wassersturz mutig stand und entgegnete vorwurfsvoll nur: „Der schöne Anzug!“, behielt aber seine kindliche Seiterkeit.

Verantwortlich: G. Semmelmann, Altna.

Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altna.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 18

Samstag 4. Mai

1920

Schollengeist

Skizze von Fritz M. Zimmermann.

Es ist Sonntag. Die Glocken rufen zur Kirche. Die Bäuerin kommt noch einmal in die Schlafstube herein, das Gesangbuch in der Hand. „Ich will jetzt fort, Mann. Verhalte Dich ruhig, und nimm die Arznei in einer Stunde. Vergiß das nicht. Adias denn auch.“ Und sie geht...

Kaum ist sie draußen, da steht der alte Diederich auf. Er beugt die Schwäche, sucht sich den Kram zusammen, den er braucht, wäscht und rasiert sich, zieht den Sonntagstaat an, ruft nach dem Altknecht, der daheim geblieben ist. „Aufpassen, Schorcht! Ich fahre in die Stadt.“ Der Knecht sieht ihn groß an. „Bauer, das kann Dein Tod sein, Du sollst doch...“

Seine Diederichs hebt nur gebietend die Hand, dreht sich ab und geht in den Garten hinaus. Wild besonnt liegt das Land da. Ein Taubenflur hebt sich in die Fehder hinaus. Es ist frühling, die junge Saat steht schon hoch im Halm. Der Alte weiß, daß er sie nicht mehr ernten wird. Drei volle Jahrzehnte sitzen die Diederichs auf dieser Scholle. Was wird nun werden? Der Sohn ist Kaufmann geworden und betreibt ein Geschäft in der Stadt. Er hat sein Geld verdient und nicht danach gefragt, was aus der Wirtschaft hier wird. Die älteste Tochter ist an einen Staatsbeamten verheiratet, die jüngste, die Hermine, mit einem jungen Musikanten durchgegangen. Die Großstadt hat ihm die Kinder genommen, denen ist die Scholle keinen Pfifferling wert. Sie wollen nicht mit ihr ringen — die Mutter ließ sie gehen und ist noch stolz auf die kleinen Kinder.

Der Altknecht rufft. Der braune Ballack steht bereits im Geleise, und Schorcht macht eben die Zugstränge fest. Der Bauer geht ins Haus, holt den schwarzen, runden Sul, füllt ihn auf den graubraunen, kantigen Sackfladen hervor. Er trinkt häufig zwei Gläsern leer, schüttelt sich, nimmt sich zusammen und beugt den Kufschob. Der Altknecht reicht ihm die Zügel und Weilsche, steigt mit bedenklichem Ausdruck im verwitterten Gesicht dem Herrn nach, der da zum Tor hinaus fährt und jetzt auf die Landstraße einbiegt. „Wenn das nur gut geht!“ brummt er.

Diederichs steht starr geradeaus. Renfekamp, der Nachbar, steht vor dem Hause und grüßt ihn verwundert. „Wieder gesund, Heine? Ein Nicken ist die Antwort, die Weilsche knallt, und der Ballack greift mächtig aus. Staub wirbelt hinter dem kleinen Bauernwagen auf. Der Renfekamp kann wohl lachen: vier Söhne in der Wirtschaft, und die Tochter heiratet auch 'nen Bauernsohn...“

Nun tauchen Schlote auf, mächtige Fabriken, dahinter rucht das Dächermeer der Großstadt. Heine Diederichs knieft den Mund ein und die Augen. Dieser Moloch hat ihm die Kinder geraubt — alle drei! Daß ist in ihm. Er fährt an Schrebergärten vorbei, reißt mit einmal die Zügel an. Der Ballack steht. Sein Herr beschattet die Augen mit der Linken. Den Wald da haben sie abgeholzt. Im abgeholzten Stück schaut ein Mann, rodet und plagt sich ab — am helligen Sonntag. Diederichs wickelt die Zügel um die Bremsschulter, steigt vom Bock und geht hin. Er ruf den Mann an. Ein blaßes Gesicht hebt sich empor, und mit schweren, arbeitsemüden Schritten flackert der Mensch an den Drahtzaun. Frage und Antwort geht zwischen dem Bauern und Schrebergärtner. Das ist ein Kriegsbeschädigter, siebentausend Mark hat er sich vom ökonomischen Kargen Lohn abgepart, und mit der Rente will er sich abfinden lassen. Ein Haus soll hier stehen, und etwas zurück sieht man seine Schre-mächtignis des Toten und die Scholle verteilte.

berlaube. Der Bauer lacht lautlos, geht um den Zaun herum und betrachtet das urbar gemachte Land. Alles ist sauber und gerecht bestellt, die Frau jätet Unkraut, und drei Kinder im Alter von dreizehn und neun Jahren. Diederichs fragt noch, was die Abfindung ausmacht, bewegt dann die Lippen, als rechte er etwas aus. Und sagt: „Ihr könnt meinen Hof haben um das Geld — versteht ihr was vom Vieh?“ Der Mann sieht ihn ungläubig an. „Ich kenn' Euch wohl, Diederichs, Ihr habt mir doch im Vorjahr die beiden Lämmer verkauft. Ihr macht Spaß, das Land ist geschenkt um das Geld.“

„Kommt morgen am Mittag zu mir, dann ist der Notar da, und wir machen das glatt. Die Frau müßt Ihr wohl auf's Altnaer lehen und an meine Kinder noch den Rest auszahlen, wie Ihr's könnt. Denn um ihre Willen kann ich nichts verdrängen. Seid wohl, eines Bauern Sohn, wie?“

„Ein bißchen Land, eine Kuh und Kleinvieh haben wir wohl gehalten zuhause — aber das hat der Vater verkauft und zog mit uns in die Stadt. Verdient hat er nichts dabei.“

„Sohn gut Mann. Und wie heißt Ihr?“

„Dierneberger — aber es ist Euer Enkel nicht Diederichs!“

„Es ist mein Ernst. Und unterschreiben müßt Ihr's, daß Eure Kinder Bauern werden, Euer Sohn mein ich — und die Mädchen nur einen Bauernsohn heiraten. Um dieser Bedingung willen sollt Ihr's leicht haben, meine Kinder abzugeben. Darüber reden wir noch. Adias.“

Dierneberger geht mit zur Strahe, hilft dem Bauern auf den Kufschob — und macht sich wieder an die Arbeit. Diederichs sieht es, als er sich umblickt, und es gefällt ihm.

Er besucht zuerst den Sohn in der Stadt. Dem ist es recht, daß der Hof verkauft werden soll, kann er doch im Geschäft Vorgehen auf gebrauchen. Auch seine Tochter und deren Mann sind es zufrieden. Von den Bedingungen läßt Diederichs nichts verlaun. Er bittet, daß man ihm den Notar schicken möge, und auf dem Rückwege fährt er beim Amtmann vor.

„So ist das nun“, knurrt er, „die Bauernkinder gehen in die Stadt, und da ist mal noch hier und da einer, der es mit der Scholle aufnimmt und wieder aufs Land möcht.“ Aber was das noch werden soll! Nährstand ist Christend — verdammt hart muß der Bauer heut' um die Ehr' ringen — hah, das muß er, dem Himmel! Und die eigenen Kinder lassen ihn im Stich — geht mir nicht allein so.“

Seine Frau empfangt ihn mit Vorwürfen. Doch der alte Diederichs war nicht mehr ins Bett zu bringen. Er hielt stand, bis er alles geordnet hatte, er beachtete die Einwände der Frau kaum — und richtig kam am nächsten Tag der Notar; der Amtmann sprach vor, und Dierneberger war wie erschlagen von der Tatsache, daß der Diederichs doch Ernst machte.

Als das alles geordnet war, mußte man den Alten mit hohem Fieber zu Bett bringen. Die beiden Kinder wurden benachrichtigt und sie kamen, obwohl sie sonst selten genug den Weg heraus fanden. Das erste, was sie taten, war, daß sie Einspruch erhoben. Sie gingen lerärger. Wo Hermine, die Jüngste, war, wußte niemand.

Wer Tage später rief man den Sohn und die Tochter zu einem Sterbenden. Er nahm ihnen das Versprechen ab, daß sie mit allem einverstanden sein wollten — in dieser Stunde gaben sie es. Drei Tage nachher wurde Heine Diederichs bestattet.

Nach einem halben Jahr kam die Jüngste heim, deren Ehe gescheitert war. Die drei Kinder strengten einen Prozeß an und machten geltend, daß ihr Vater im Fieberwahn gehandelt habe. Selbst die Mutter stand auf ihrer Seite — so daß nun ein Fremder das Ver-

den den Kindern war's nicht genug, daß Kell schuld und Zinsen nach und nach gestilgt werden sollten: sie wollten den ganzen Auzen auf einmal, nichts mit der Last zu schaffen haben, die obendrein ein anderer trug, bereit, mit der Scholle um ihren Segen zu ringen.

Wie das ausgehen wird? Man müßte el nen Bauern fragen, der verlobet auf einer Scholle sitzt und verzweifelt mit einer Schuld kämpft, die er nicht einmal geschaffen hat...

Die Geschichte eines Pelzmantels

Humoreske von Otto Frank.

Ich bitte die verehrlichen Leser und Leserinnen von vornherein um Verzeihung, wenn ich etwa damit ihren Reiz erregen sollte, daß ich mich als Besitzer eines Pelzmantels bekenne, und kann sie nur auf den Ausgang dieser Geschichte vertrauen, der beweist, wie das Eigentumsrecht an einem so ererbtenwertigen Mobiliar nicht immer mit der Glückseligkeit gleichbedeutend zu sein braucht, zumal in so bitter kalten Nächten, wie sie uns dieser graunante Winter bescherzte. Als ich diesen alten braunen Mantel im Felde an der Ostfront von der Bekleidungskommission meines Regiments erstand, wurde ich allenthalben zu dem Zufall beglückwünscht, der einmal ein so hervorragend schönes Stück bis in die vorderste Schutzlinie und außerdem in meine Hände gelangen ließ. Seitdem habe ich ihn wie ein Heiligtum bewahrt. Sein wärmeres Futter siedelte nach dem Kriege in einen Zivilmantel über.

An einem der letzten kalten Tage, als ich in der nahen Großstadt Befolgungen zu machen hatte, begleitete mich auch mein Pelzmantel am frühen Abend in ein großes Kaffeehaus. Um den allzeit tätigen Kleidermarder die Arbeit nicht allzu leicht zu machen, setzte ich mich meinem aufgehängten Pelzmantel gerade gegenüber und schürzte mit der behaglichen Ruhe des geringen aber sicheren Besitzes den bittenden Mokka, den mir der Kellner gereicht hatte.

Inzwischen produzierte sich die Kapelle, die an jenem Abend von einem berühmten Gast mit einer weißen Geige dirigiert wurde. Nach jedem Stück gab es rasenden Beifall. Die hohe Kunst des Geigers und seiner Kapelle tauchte Brücken zwischen den einzelnen Tischen, wo es äußerst lebhaft zugeht. Auch ich erhielt an meinem kleinen bescheidenen Tischchen bald Besuch, und dieser, ein älterer Herr, erwies sich als ganz besonders kunstverrätig, denn er berichtete mir im Laufe der folgenden halben Stunde über Vergangenheit und Gegenwart des Mannes mit der weißen Geige, wußte so Vieles und Interessantes über ihn zu erzählen, daß ich seinen Aufbruch wirklich bedauerte, der gerade in dem Augenblick erfolgte, als die Kapelle einen schneidigen Marsch spielte. Mehr gewohnheitsmäßig als argwöhnisch wanderte mein Blick zu meinem Pelzmantel. Er hing brav und bieder an Ort und Stelle, das heißt, ich konnte nur den einfachen schwarzen Stoff sehen, der den kostbaren Pelz beherbergte. Eben verschwand mein Tischnachbar in der Drehtür, und eine rasche Bewegung zeigte mir zufällig einen Zipfel seines Mantels, der genau so wie der meine mit Pelz besetzt war. Im Bruchteile einer Sekunde sprang ich zum Kleiderständer, um meinen aufsteigenden Verdacht bestätigt zu finden; man hatte mir auf eine ganz raffinierte Weise meinen Pelz gestohlen und entführt. Aber noch war es ja nicht zu spät, denn der Fremde konnte noch keine zehn Schritte vom Kaffeehaus entfernt sein, und ich dachte nicht daran, ihm mein Eigentum kampflös zu überlassen. Ich stürzte all auf die Strahe. Nichts war zu sehen.

Der Erzähler

Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

—

Die Geschichte eines Pelzmantels

Humoreske von Otto Frank.

Ich bitte die verehrlichen Leser und Leserinnen von vornherein um Verzeihung, wenn ich etwa damit ihren Reiz erregen sollte, daß ich mich als Besitzer eines Pelzmantels bekenne, und kann sie nur auf den Ausgang dieser Geschichte vertrauen, der beweist, wie das Eigentumsrecht an einem so ererbtenwertigen Mobiliar nicht immer mit der Glückseligkeit gleichbedeutend zu sein braucht, zumal in so bitter kalten Nächten, wie sie uns dieser graunante Winter bescherzte. Als ich diesen alten braunen Mantel im Felde an der Ostfront von der Bekleidungskommission meines Regiments erstand, wurde ich allenthalben zu dem Zufall beglückwünscht, der einmal ein so hervorragend schönes Stück bis in die vorderste Schutzlinie und außerdem in meine Hände gelangen ließ. Seitdem habe ich ihn wie ein Heiligtum bewahrt. Sein wärmeres Futter siedelte nach dem Kriege in einen Zivilmantel über.

An einem der letzten kalten Tage, als ich in der nahen Großstadt Befolgungen zu machen hatte, begleitete mich auch mein Pelzmantel am frühen Abend in ein großes Kaffeehaus. Um den allzeit tätigen Kleidermarder die Arbeit nicht allzu leicht zu machen, setzte ich mich meinem aufgehängten Pelzmantel gerade gegenüber und schürzte mit der behaglichen Ruhe des geringen aber sicheren Besitzes den bittenden Mokka, den mir der Kellner gereicht hatte.

Inzwischen produzierte sich die Kapelle, die an jenem Abend von einem berühmten Gast mit einer weißen Geige dirigiert wurde. Nach jedem Stück gab es rasenden Beifall. Die hohe Kunst des Geigers und seiner Kapelle tauchte Brücken zwischen den einzelnen Tischen, wo es äußerst lebhaft zugeht. Auch ich erhielt an meinem kleinen bescheidenen Tischchen bald Besuch, und dieser, ein älterer Herr, erwies sich als ganz besonders kunstverrätig, denn er berichtete mir im Laufe der folgenden halben Stunde über Vergangenheit und Gegenwart des Mannes mit der weißen Geige, wußte so Vieles und Interessantes über ihn zu erzählen, daß ich seinen Aufbruch wirklich bedauerte, der gerade in dem Augenblick erfolgte, als die Kapelle einen schneidigen Marsch spielte. Mehr gewohnheitsmäßig als argwöhnisch wanderte mein Blick zu meinem Pelzmantel. Er hing brav und bieder an Ort und Stelle, das heißt, ich konnte nur den einfachen schwarzen Stoff sehen, der den kostbaren Pelz beherbergte. Eben verschwand mein Tischnachbar in der Drehtür, und eine rasche Bewegung zeigte mir zufällig einen Zipfel seines Mantels, der genau so wie der meine mit Pelz besetzt war. Im Bruchteile einer Sekunde sprang ich zum Kleiderständer, um meinen aufsteigenden Verdacht bestätigt zu finden; man hatte mir auf eine ganz raffinierte Weise meinen Pelz gestohlen und entführt. Aber noch war es ja nicht zu spät, denn der Fremde konnte noch keine zehn Schritte vom Kaffeehaus entfernt sein, und ich dachte nicht daran, ihm mein Eigentum kampflös zu überlassen. Ich stürzte all auf die Strahe. Nichts war zu sehen.

Der Erzähler

Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

—

Die Geschichte eines Pelzmantels

Humoreske von Otto Frank.

Ich bitte die verehrlichen Leser und Leserinnen von vornherein um Verzeihung, wenn ich etwa damit ihren Reiz erregen sollte, daß ich mich als Besitzer eines Pelzmantels bekenne, und kann sie nur auf den Ausgang dieser Geschichte vertrauen, der beweist, wie das Eigentumsrecht an einem so ererbtenwertigen Mobiliar nicht immer mit der Glückseligkeit gleichbedeutend zu sein braucht, zumal in so bitter kalten Nächten, wie sie uns dieser graunante Winter bescherzte. Als ich diesen alten braunen Mantel im Felde an der Ostfront von der Bekleidungskommission meines Regiments erstand, wurde ich allenthalben zu dem Zufall beglückwünscht, der einmal ein so hervorragend schönes Stück bis in die vorderste Schutzlinie und außerdem in meine Hände gelangen ließ. Seitdem habe ich ihn wie ein Heiligtum bewahrt. Sein wärmeres Futter siedelte nach dem Kriege in einen Zivilmantel über.

vor mir Schritt mein Pelzmantel dahin und umhüllte, als wäre das schon immer so gewesen, einen Verbrecher schlammiger Sorte, der sich scheinbar auch recht wohl darin fühlte. In wenigen Sekunden hatte ich ihn erreicht und wollte eben nach meinem Mantel greifen, als ich rasche Schritte hinter mir hörte und, noch ehe ich einen Ton sagen konnte, an der Gurgel gepackt wurde. Es war der Kellner, der meine Jagd nach dem Pelz als einen Verstoß, ihn um die Ecke zu pressen, aufgefaßt hatte und mich nun nicht gerade allzu sanft an das Zahlen erinnerte. Es läßt sich denken, daß mich dieser Aufenthalt, der meinem Pelzmantel wiederum etliche Schritte Vorsprung verschaffte, nicht gerade in Begeisterung versetzte. Es hatten sich sehr rasch Menschen um mich und den heftig gekullernden Kellner verammelt und natürlich sofort für diesen Partel ergriffen. Wie ein rettender Engel erschien da auf der Wandscheibe ein Schutzpolizist, dem ich rasch den flüchtenden Dieb zeigte, während ich selbst dem Kellner einige Markstücke gab, nur um aus dieser lästigen Affäre heraus zu kommen. Dieser aber hatte ich mich getäuscht. Wahrscheinlich kam ich der Kellner in seiner Rolle als Ankünder sehr interessant vor, denn er hielt eine längere Ansprache an das versammelte Publikum, das mich, der ich ohne Hut und Mantel in dieser grimmigen Kälte stand, höchst mißtrauisch betrachtete und meiner Verteidigung nicht mehr Interesse schenkte als die feineren Mauern des Kaffeehauses. Bald kam auch der Polizist mit dem in meinen Pelz geküllten Fremden zurück. Ich muß gestehen, daß ich in diesem Augenblick, trotz der kritischen Situation, in der ich mich befand, nicht umhin konnte einen bewundernden Blick auf meinen Pelzmantel zu werfen und Betrachtungen darüber anzustellen, ob ich in ihm auch eine so gute Figur abgab wie dieser frische Dieb, der so tat, als sei er höchst erstaunt über seine Festnahme. Wahrscheinlich ging es der innerten der Winternacht hochenden Volksseele ähnlich wie mir, denn als ich dem Wächtermeister den Gehörgang in mögegeheuten Worten erzählte, umgab mich frohliches Schweigen, während die Behauptung des Diebes, dieser Mantel sei seit ewigen Zeiten sein Eigentum gewesen, einen von dem ergrimmten Ober dirigierten Applaus ertete. Es fiel mir schwer, den Wächtermeister zu veranlassen, den Dieb wenigstens mit zur Wache zu nehmen. Und diesen Weg werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Ich, barhäuptig, ohne Mantel, den Infektionsstärker getrieben auf die Schladtbank gelegt, wurde mit festem Griff von dem Wächtermeister gepackt, während dieser den Herrn im Pelzmantel hoffentlich hat, mitzugehen. Eine stolze Volksmenge umgab das würdige Bild. Nach einer guten halben Stunde und weiteren zehn Minuten, die zu meiner Aufstauung nötig waren, konnte ich endlich dann auf der Polizeiwache durch meine Angaben, die auch der telephonischen Nachprüfung stand hielten, meinen unbescholtenen Reumund nachweisen, so daß die Stimmung rasch umschlug und der langjüngende Fremde, der Angaben über seine Person mit unumwundener Geste verweirte, verhaftet wurde. Auch die Beamtinnen bequemten sich zu einigen Entschuldigungsphrasen. Als ich aber meinen Pelz nehmen wollte, um mich zum Bahnhof zu begeben, erstarrten ihre Gesichter wieder zu Erz. Erst mußte ich, der Verzeile antreten, daß dieser Pelz von mir rechtmäßig erworben worden sei. Als ich mich immer noch ohne Hut und Mantel draußen in einer Kälte von 20 Grad befand und zwei Stunden lang auf den nächsten Zug wartete, beneidete ich fast den Pelzmörder, der sich in der Gastzelle wenigstens keine Grippe holte.

Vor drei Wochen ist es mir endlich gelungen, die Adresse meines Kompanieführers ausfindig zu machen, des einzigen Menschen, der unter den noch Lebenden den rechtmäßigen Kauf meines Pelzmantels bestätigen könnte. Bis seine Antwort da ist und die übrigen Formalitäten erfüllt sind, wird es wohl so weit sein, daß ich meinen Sommerüberzieher, den ich inzwischen hervorgeholt habe, zu Recht tragen kann.

Die Studentin

Skizze von Harry Wien

Als die Studentin erwachte, lag sie, es war ein harter und klarer Tag, der draußen auf die Dächer schien. Das verdroß sie. In wenigen Stunden bekam sie Besuch aus der Heimat. Sie hatte gewußt, daß sich die Stadt, in der sie studierte, recht sonnig und anmutig den Augen des Besuchers darbieten würde.

Nun standen die Häuser da wie frierend, und in den Gärten war kaum eine Blume zu sehen. Sie schmückte ihr Zimmer und versteckte die Bücher, in denen sie studierte, hinter einem Vorhang. Nichts sollte Armin, den Freund ihrer Brüder, daran erinnern, daß er bei einer Studentin zu Gast war. Gegen studierende Frauen empfand er ein Mißbehagen. Sie deckte den Tisch mit Keinen und Spitzen und ließ sich von ihrer Wirtin, die in der Installation seines Porzellan und kostbares Kristall aus dem Zusammenbruch ihres einstigen luxuriösen Hausstandes gerettet, die schönsten Stücke. Zuletzt stellte sie in silbernen Leuchtern rote Kerzen auf den Tisch. Kerzenlicht erschien ihr als das Festlichste, was sie sich vorstellen konnte. Sie streifte ihr knapper, schwarzes Kleid ab, das sie täglich in der Unversität trug, und betrachtete sich im Spiegel. Ohne das strenge dunkle Kleid lag sie viel jünger aus. Aber ihre Arme und Schultern, die einst dabei rund und blühend gewesen, waren schwächlich geworden und eckig. Die Jahre des Studiums hatten an ihrer Frische gekehrt. Auch nahm sie die Hornbrille ab, die sie seit dem zweiten Jahr ihres Studiums trug. Sie hatte früher keine Augenbrille nötig gehabt. Erst in der Stadt war sie kurzfristig geworden. Aber sie würde diese große Brille nicht mehr gebrauchen, wenn Armin, wie sie es erhoffte, Henriha, die eine Studentin gewesen, als seine Frau mit in die Heimat nahm. Draußen, in der klaren Luft und der Wärme, die dort über Land und Berge lag, würden auch ihre Augen wieder erstarren. Sie eilte zu einem Fach und entnahm ihm einen Stoß Briefe. Sie waren mit Armins großer, kräftiger Schrift bedeckt. Wenn sie bei ihr anlangten, glaubte sie noch den Duft von Klee und gemachtem Gras an ihnen zu spüren. Sie machten ihr das Land so deutlich, dem sie und Armin entstammten. Die Wecker mit dem guten Nachtröden, die bewaldeten Höhenzüge, Armins Hof und derjenige, der einst ihres Vaters Hof gewesen. Sie streifte flüchtig mit den Blicken über die Schrift. Nein — Armin hatte nichts von Liebe geschrieben in all den Jahren. Wie sollte er auch? Er hatte verlernt, an Henrihas Liebe zu glauben, als sie die Heimat und ihn verließ und das Studium erwählte. Aber konnte sie anders? Der überschuldete Hof war nach des Vaters Tode in die Hände des Hauptgläubigers übergegangen. Die Brüder, kurz entschlossen, zogen nach Übersee, um in einem anderen Erdteil Farmer zu werden. Sie aber dachte nicht daran auf dem Arminhof unterzukommen. Sie wollte zeigen, was sie konnte, wenn es sein mußte, sich als Studentin durchhungern. Ehrgeizig war sie immer gewesen. Und dieser Ehrgeiz, von Trost und Not geschütt, flammte damals mächtig empor. Nein, Armin war berechtigt gewesen, zu glauben, daß ihre Liebe geringer sei als ihr Wunsch nach Wissen und Rang. Er hatte den Kampf mit ihr aufgegeben und sie zürnend gehen lassen. Zuerst hatte keiner etwas vom andern gehört. Dann erwachte langsam der Bruchteil wenigstens mußte Armin von dem ständigen Weg, den die Kindheitskameradin ging. Ah, vielleicht hätte sie Vernunft und Hungerjahre nicht durchgehalten, wenn nicht aus der Ferne diese Briefe gekommen wären wie eine heimliche Quelle, in der sich ihre Seele immer wieder gesund baden konnte. Und langsam war die Wandlung in ihr vorgegangen. Der Ehrgeiz verblaßte. Sie lehnte sich nach Armin und dem Land, in dessen Boden sein ererbtes Bestium stand. Sie konnte nicht mehr begreifen, daß ihr einmal das Studium wichtiger erschienen war als ihre Liebe. Sie fühlte es mit Beplückung: Die Liebe des Weibes war stark in ihr erwacht. Viel köstlicher als der Doktorhut erschien ihr das Gesicht Armins Frau und die Mutter seiner Kinder zu sein. Dann schrieb Armin, daß er am Mittwoch in der Universitätsstadt sein würde und daß Henriha ihn am Bahnhof erwarten sollte. Konnte sie den Brief anders deuten, als daß Armin kommen wollte, sie heim zu holen? Ihr Herz zitterte vor Freude. Sie streifte ihr schwarzes Studentinnengewand ab und kleidete sich in ein liches, seidenglänzendes Mädchenkleid. Bevor sie das Zimmer verließ, um zum Bahnhof zu eilen, warf sie noch einen Blick auf die Leuchter mit den roten Kerzen. Nur wenige Stunden noch, und sie würden auf einem Tisch brennen an dem zwei Glückliche saßen.

— Ah, wie zerstückt sah jene aus, die nach Stunden zurückkam! Sie zog die Tür langsam hinter sich zu wie ein erschöpfter Mensch und lehnte sich an die

Wand, als vermöchte sie nicht mehr zu stehen. Sie nahm den Hut ab, hielt ihn aber in der Hand und vergrub ihn in den Schrank zu räumen. Armin war gekommen. Ihr Armin! Aber er blieb nicht in der Stadt. Er war nur auf der Durchreise. Kaum eine Stunde Aufenthalt hatte er. Im nächsten Restaurant lieh sie, flüsternd, damit nicht der Kellner ihre Worte vernähme, in der Fensternische. Armin sprach. Und dann begriff sie. Nein, er war nicht gekommen, sie zu holen. Er hatte sich verlobt und fuhr zu seiner Braut, um sich den Schwiegereltern vorzustellen. Er war nicht im mindesten von dem Gedanken betroffen, daß seine Nachricht Henriha betrüben könne. Er hatte gar nicht gesehen, wie totenblau sie geworden war. Er hatte Wein bestellt und zu trinken geäußert, daß sie nun beide ein Glück gefunden. Henriha das Studium, das sie sich erkämpft, und er ein gesundes, starkes, heiteres Geschöpf, das eine prächtige Hausfrau und Landwirtin abgeben werde. Endlich legte Henriha den Hut fort. Sie zündete die roten Kerzen an und lag allein an dem Tisch, der für zwei gedeckt war. Lange verharrete sie, unbeweglich, und starrte in die kleinen Flammen. Dann schlug die Uhr Mitternacht. Sie erhob sich, ihre Zähne preßten sich zusammen und Energie straffte ihre Gesichtszüge. Sie streifte das lichte, seidene Kleid ab und zog das schwarze, hochgeschlossene Alltagskleid an. Vom Tisch räumte sie alles fort, was ihn festlich gemacht. Als die Solaplatte sich hob wurde, holte sie die Bücher hervor, die sie hinter einem Vorhang versteckt. Sie schlug sie auseinander, sekte ihre Hornbrille auf, rüttelte den Kopf in die Hand und begann mit blauen und freudlosen Lippen die Sätze zu murmeln, die sie im gestrigen Kolleg nachgeschrieben hatte. Es galt, sich auf das Examen vorzubereiten.

Erste Enttäu'ung

Skizze von Leonie Mengerhofs-Hildebrandt. Drei junge Frauen, Vertreterinnen dreier Künste, lagen auf niedrigen Sesseln, um die runde Glasplatte eines kleinen Teetisches. „Erster Triumph!“ lautete das Thema. Dazu hatten zwei von ihnen sich geäußert. Nach war die Lust um sie heiß und bunt von den reizenden Ueberraschungen des Lebens, von den Bewirklichkeiten ehrgeiziger und waghalsiger Träume, als plötzlich die dritte, Emma, die Wei gerin, emporfuhr: „So — und jetzt holt einmal ein paar zerbrochene Illusionen hervor, berufliche nicht nur: auch menschliche! Ist das nicht die Münze, mit der wir von klein auf jede Freude begahlen müssen? Jetzt werde ich Euch von meiner ersten Enttäu'ung erzählen. Nur keine Zensur erwarten! Zur Zeit dieser ersten Enttäu'ung war ich noch nicht ganz fünf Jahre alt. . . . Eines Morgens, als Mama mich auf den Knien hielt — unter anderen Bedingungen hätte ich den weißblonden Foherbräut mit Milch, den sie mir löffelte ins Mäulchen, schob, niemals geschluckt — sagte sie: Heute, nachmittag, Wachen, bist Du bei Paul Wendorow zur Schokolade eingeladen. Du darfst Dein Heißblau anziehen.“

— Da jubelte ich. Eigentlich wollte ich ja das Heißblau (schönen, weil ich es durchaus zu meiner Schöheit anziehen wollte. Aber immerhin war die noch weiter entfernt. Vor allem galt der Freudenausbruch der Aussicht auf eine neue Kinderbekanntschaft: Ob Paulchen Wendorow größer sei als ich — ob er ein sehr artiger Junge sei. Ob er schon einen Puzelbaum schlagen, auf einem Beine stehen und Druckknöpfe aufmachen könne. Fertigkeiten, die ich sehnlichst als höchste Auszeichnungen menschlicher Vollkommenheit betrachtete. — Sie werde mich doch nicht zu einem ungezogenen, ungeschickten Spielkameraden bringen! antwortete Mama. Sie sagte es mit einem schalkhaften Ueberzugen, das ich an ihr liebte, halb fürchtete. Erst gestern konnte ich es wahrnehmen, als sie mir erzählte, Rothäppchens Wolf habe, oder er die Großmutter gefressen, sie erst noch schnell photographiert, das mit das Rothäppchen doch wenigstens ein Wlo von ihrer Oma bekäme; dabei hatte sie mir in einem illustrierten Blatt ein Affrauengeicht gezeigt. — Den ganzen Vormittag plagte ich sie wegen Paulchen Wendorow, mit seinem Soll und Haben. Irgerdumie hatte der Name von meiner Phantasie Besitz ergriffen und wirkte sich dan in heiter erwartungsvollen Vorstellungen aus. Ob ich ihm auch ein Geschenk mitbringen dürfte, fragte ich bittend. Ja, aber

was für eins? — Ein — eine — mm. Ach ja, einen Teddybären. Aber nicht solch kleinen, wie ich selber einen hätte. Nein, einen richtigen großen, so wie ich ihn vorgefunden im Kindermagazin eines „Bekannten von mir“ gesehen hatte. Der Bekannte war ein acht Wochen alter Sprößling, mit dessen Mamma ich mein Kinderfräulein beim Spaziergang unterhielt. Nachgiebig, immer mit dem gleichen zuckenden Lächeln um die Augen, ging die Mutter mit mir in einen Spielwarenladen und erlaubte mir, ein Prachtstück von einem Teddybären auszuwählen. Mit schalltem Nachdruck bestand ich darauf, ihn selber nach Hause zu tragen. Aber schon nach einer Viertelstunde äagte ich unter meiner Last wie Christophorus; nicht umgern ließ ich ihn mir von der Mutter abnehmen. Zu Hause legte ich ihn in mein Kinderstübchen, über dessen Lebnen sein silberbrauner Pelz statlich hinausquoll, und erzählte ihm Wunderdinge von dem lieben, lustigen kleinen Jungen Paulchen Wendorow, seinem künftigen „Papa“. Getragen habe ich ihn erst wieder nachmittags, als die Mutter ihn mir vor dem Nachtor der Villa Wendorow in die Arme legte, damit ich ihn Paulchen Wendorow persönlich überreiche. Aus der kalten Halle wurden wir in ein schönes, sonniges Zimmer geführt. Dorthin kam ein großer, ziemlich dicker Herr entgegen, hand sehr dick; vor mir und blidete mich aus nächster Nähe mit einem freundlichen, rotwangigen Maschengeicht, über dessen zurückweichender Stirn sich in weitem Abstand kleinlockiges braunes Haar erhob, durch runde Brillengläser aufmerksam an Vorüber an seiner Majestät ließ ich meine blidete häufig lachend durch das große Zimmer gleiten, so „tue in meiner eigenen Augenbäse. Aber kein kleines Paulchen war zu entdecken. Der starke Herr streckte mir lächelnd die Hand entgegen: „Das ist also Wachen. Ich wollte Dich so gern einmal kennen lernen; Deine Eltern haben mir so viel von Dir erzählt, kleine Wg.“ „Wo ist denn Paulchen?“ wollte ich fragen; aber die Schüchternheit hielt mir die Zunge fest. Meine kleine Hand verschwand in einer großmächtigen Paulche mit zackig zerbissenen Nägeln. „Siehst Du, Wachen, das ist er, Paul Wendorow, der berühmte Denker und Schriftsteller!“ sagte meine Mama; im Augenblick zuckte ihr das Schelmteuseichen. Und als ich starr da stand, gelähmt von der vergeblichen Anstrengung, meine kleine zierliche Erwartung mit dieser kolossalen Wirklichkeit zu inner Einheit zu verschmelzen, forderte sie mich auf: „Du hast ihm doch etwas mitgebracht — gib ihm doch Dein Geschenk.“ „Da —!“ sagte ich niedergeschlagen und stopfte ihm mit beiden Händen den Teddy zu. Er nahm ihn herzlich lachend, dankte niemals und sand ihn einfach prachtvoll. „Siehst Du, er gern im Schaukasten!“ sagte er. Und da sah auch schon der Bar auf dem meiner Meinung nach beneidenswertesten Platz des ganzen Zimmers. Mich führte der große dicke Paul Wendorow an den schon gedachten Teetisch; da durfte ich zwischen ihm und meiner Mama auf einem gelackten Kissen sitzen und wurde mit trink- und ehbarer Schokolade, mit Biskuit, Schokoladen, Kuchen, Bonbons — kurz, mit allen Herrlichkeiten der Welt gefüttert. Ah, aber immer wieder suchten die Wlde verflochten nach einem kleinen Jungen, den man mir schuldig geblieben war. Wachen durfte ich den Teddy in seinem Schaukasten ruhig wiegen und tröstete ihn mit leisem gemülpertem Zureden. Währenddessen erzählte die Mutter unserm Wirt etwas in einer fremden Sprache; ich hörte das unterdrückte Lachen der Weiden und fühlte mich ein bißchen gekränkt und von etwas ausgeglichen. Nachher aber war ich wieder Mittelpunkt; der dicke Herr erzählte mir ein sehr schönes Märchen, in dem ein Chinese und ein sprechender Affe vorkamen; und die Mutter sprach mich dazu, auch etwas zu erzählen: nämlich, wie ich ins Krankenhaus zu einer Tante begleitete. Die Pflegermeister hatte mich in den Babykammer geführt, und dort fragte die Schwester mich, ob ich nicht auch solch ein kleines Geschwisterchen haben möchte. Und da antwortete ich: „O ja, — aber ein ganz neues, keins von diesen gebrauchten!“ Ich wurde sogar ein bißchen geschmäht, so daß die Mutter meinte, nun sei es genug, und mir mein Mäntelchen wieder anzog; dann ging es hinaus in die schon fast abendliche Winterluft, die ich als etwas angenehmen Frisches auf den Lippen schmeckte. Paul Wendorow wollte mich beim Abschied zu dem Versprechen veranlassen, bald einmal wieder zu kommen; dieser Aufforderung gegenüber jedoch blieb ich standhaft. Augen, welche die Napoleons suchen, noch ein

stumm und befolgte nur gehor' am den Wink der Mutter, mich für die Einladung zu bedanken. Auf dem Heimweg fragte mich die Mutter, weshalb ich denn nicht habe versprochen möglichen, bald wieder zu kommen: „War es denn nicht schön bei Paul Wendorow?“ „O doch“, gab ich kleinlaut zu, „es war ganz schön. Aber —“ „Nun —? was denn — aber?“ „Aber schade ist es doch, daß wir nicht bei Paulchen Wendorow waren, als er noch ein kleiner Junge war. . . .“

Vater und Kaiser

Historische Skizze von Th. Vogel.

Fouché hat das Zimmer verlassen. Auf dem Tisch liegen die Akten, um derentwillen er bei dem Kaiser gewesen ist. Napoleon zuckt mit dem Schultern, er ist unschlüssig, was er mit diesem jungen Menschen machen soll, der auf ihn den gebührenden Respekt verleiht. Der Himmel weiß es! — Morgens um sechs Uhr kam er aus dem Hofe, der Kaiser mit dem Kaiser. Er erzählte sich sogar, daß die Familie mit den Sababurgern vermandt sei, und da die augenblickliche Lage freundschaftliche Beziehungen zu dem Wiener Hof erfordere, seien Urteil und Strafe in den Willen Seiner Majestät gestellt. So hat Fouché in seiner nüchternen und leidenschaftlichen Art berichtet, die Bonaparte nicht haben können und die ihm doch immer wieder Achtung abnötigt. Der Mann ist ihm im gewissen Sinne überlegen, er durchschaut manche Abgründe und Tiefen seines Wesens, die er selber nicht kennt. Der Kaiser fühlte es, und darum weiß er auch, daß er in dieser Morgensache, selbst wenn er sie noch so sorgfältig prüfen wird, zu keinem anderen Schluß kommen kann als Fouché. Väterlich schielt er die Akten beiseite, sie widern ihn an, und er ist sich nur über das eine unklar, warum der Polizeiminister sie ihm überhaupt vorgelegt hat. Er tut nichts ohne Grund. Tragisch erhebt Napoleon sich und ruft nach der Wache. Man solle den jungen Burchen da — finkler klopft er mit dem Knöchel der Rechten auf den Aktenbeckel — sogleich zu ihm bringen. Dann steht er vor ihm, in Ketten und Fesseln zerrißen und wirren Saures, geneigten Kopfes aus finsternen Augen schaut er auf den Kaiser, steht stolz und maßlos trotzig und spricht kein Wort. Napoleon mußte ihn: Irgendetwas an dem Mann kommt ihm wohl bekannt und vertraut vor. Er muß sich befinden, oder er müßte Fouché fragen! Wunderlich! Plötzlich ruft er die Wache, läßt dem Gefangenen die Fesseln abnehmen, gebietet, sie beide allein zu lassen. Der Burche zuckt ein wenig zusammen, hebt sein Gesicht und blickt einen langen fragenden Blick auf Bonaparte. Der Kaiser ist selbst betroffen und, wahrhaftig, er scheut, das Schweigen zu brechen, dieses Antlitz! Endlich räupert er sich und fragt, wo man ihn ergriffen habe. Der Burche murmelt etwas, das der Kaiser nicht versteht. Er will es auch gar nicht wissen, denn seine Gedanken sind schon wieder weit weg. Er will nicht einmal mehr wissen, warum dieser Mensch da auf ihn geschossen hat, als er durch den Prater geritten und der leichtlebige Wiener Pöbel ihm ausgejubelt hat. Er will etwas anderes wissen: Wie seine Mutter heißt! Der Burche schlägt die Augen nieder. Ueber sein Gesicht huscht ein Schatten, eine schmerzliche Bewegung; man sieht, wie er hilflos und schmach wird. Er schüttelt den Kopf. Er kennt seine Mutter nicht! Und doch hat Fouché behauptet, daß der Burche mit dem kaiserlichen Hause verwandt sei. Napoleon will zuerst zornig aufstehen, dann sieht er dem Burchen ins Gesicht, erschrickt und muß sich abwenden. Er sieht sich auf einmal als jungen General reiten. Und er sieht ein Gesicht, ein seltsam schönes und eoles Gesicht wie jenes des Gefangenen vor sich. Das Gesicht gehört einer Frau, und die Frau hat ein Gesicht. Zwanzig Jahre sind es her, und fast ebenso viele Jahre mag der junge Mensch, der da vor ihm steht, zählen. Der Kaiser wendet sich ganz unwillkürlich wieder zu dem Burchen zurück und sieht etwas, das ihn in tiefer Seele betroffen macht. Von unsichbarem Schluchzen erfüllt. Zerschmettert und vernichtet in seinem bubenhaften Trotz, als ob ihn nun auf einmal Erkenntnis überkommen habe. Und dennoch ist in den jungen, wirren Augen, welche die Napoleons suchen, noch ein

Stimmen, das die Stimme des Blutes im Gehirn begreifen kann. Da weiß Bonaparte mit unfehlbarer Gewißheit, daß dieser da vor ihm Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blute ist, und erkennt, zähneknirschend und bedämt, daß Fouché um diese Vermandtschaft gemüht hat. Bonaparte sinnt. Er ist Vater und Kaiser zugleich in solchem Sinne. Er sagt nichts zu dem Buben, sondern läßt ihn hinaus führen. Und unterschreibt am Nachmittag das Urteil des Standgerichts. Fouché hat ihn nicht demütigen dürfen, — so spricht der Kaiser. Und besser ist's der Bube stirbt, denn daß er lebe in der Qual und Ungewißheit, warum es lebt, und mit dem maßlosen Ehrgeiz seines Vaters im Blute ohne die Macht, die er nun einmal nicht haben darf. Also spricht der Vater.

Die Kralle

Skizze von Artur Pokesch.

Man Petronah, seit Jahren an dem kleinen mährischen Stadttheater angestellt, war kein großer Schauspieler; aber immerhin einer von denen, die nichts verderben. Freilich bekam er auch keine großen Rollen zu spielen; eine Seiden und keine Könige. Seine Spezialität waren die komischen Kellner, Dienstmänner, Kaufleute oder Steuereinnahmer. Meist hatte er nur eine einzige Szene; dann legte er einen Steuerernehmer oder Gerichtsschlichter hin, mit einer Brauener, daß sich das Publikum vor Lachen schüttelte. Und die Kritik sagte dann jedesmal am nächsten Morgen, daß Petronah mit seiner Darstellung wieder mal ein wahres Kabinettstück geschaffen hätte. Doch er beherrschte nicht nur die komischen Rollen, sondern auch die ernsten und tragischen. Erinnert euch nur, wie erschütternd er seinen alten Bettler spielte, der vom Hof des jungen Gutsheeren gejagt, Herben erkennt: Der Gutsheer war sein eigener Sohn. Da hatte er nur einen einzigen Satz zu sprechen: „Ich verzeihe dir, mein Kind!“ — Aber wie er das sagte! Das ganze Haus meinte Tränen. Und nun spielte er wieder so eine tragische Rolle. Den alten Mann in der „Kralle“! Es ist eine außerordentlich dankbare Partie. Während des ganzen Stückes steht er auf der Bühne. Das war ihm noch nie vorgekommen. Da machte es ihm nichts aus, daß er den ganzen Abend kein Wort zu sprechen hatte: denn der alte Mann, den er darstellte, war gelähmt. Nur unartikulierte Laute, als Ausdruck seiner Empfindungen, konnte er hervorbringen. Um so deutlicher sprachen seine Augen. Wie er sie rollte! Wie sie saß, Wut und Verzweiflung, dann wieder Demut, Stilllosigkeit und Liebe glühen konnten! Das machte ihm so leicht seiner nach. Das Stück selbst? Ein junges Weib hinterhebt ihren Mann mit einem seiner Anrechte. Der Vater des Betrogenen, Petronah, weiß von allem, aber gelähmt, ohnmächtig und stumm, kann er seinem Sohn nicht helfen. Nun muß er zu seinem maßlosen Schreden auch sehen, wie seine Schwiegertochter die Holztreppe, die in den tiefen Keller führt, entzwei fägt; die selbe Treppe, die sein Sohn in den nächsten Augenblick benutzen muß. Man hört das Krachen des Holzes, den Fall eines Körpers, den Todesgeschrei. . . . Man sieht das Entsetzen auf den Wienen des Alten, der brüllen möchte und schlagen. . . . Umsonst! Zunge und Glieder bleiben verkrampt und unbeweglich. Wie anders war das früher! In seinen jungen Jahren fürchtete man ihn weithin wegen seiner Körperkräfte. Wenn seine Faust einmal richtig zugriff, war es vorbei. Die ließ ihr Opfer nicht so leicht wieder los. Nach junger Burche wußte ein schmerzliches Lied davon zu singen. „Und heute muß er ohnmächtig zusehen, wie ihm diese Weigere seinen Sohn nimmt und ihn obenbrein auch noch verhöhnt. Da geschieht das Wunder: Der alte Mann, jahrelang an seinen Stuhl gefesselt, erhebt sich, und die Hand, die erstorbene Hand, erhält wieder Leben. . . . Die Finger former: sich zur Kralle und legen sich um des Weibes Hals. . . . eifern. . . . unentrichtbar. . . . bis die Frau dem festen Zugriff erliegt. Der Vorhang fällt. Petronah hatte sich in seine Rolle so hinein gelebt, daß oftmals, wenn er nach Schluß der Vorstellung seine Garderobe aufsuchte, er vor Erschöpfung zusammen brach, als wäre es nicht nur ein Spiel, sondern grausame Wirklichkeit gewesen. Manchmal wurde er dann von einem Weinkampf geschüttelt, der nicht eher nachließ